

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 4

Artikel: Jeremias Gotthelf [Schluss]
Autor: Hunziker, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeremias Gotthelf.

Vortrag von Dr. Rudolf Hunziker, Winterthur.
(Schluß.)

Ich will noch ein weiteres Beispiel dafür anführen, daß die Idee bei Gotthelf das Wesentliche, alles andere nur Mittel zum Zweck ist. Wir folgen Jakobs des Handwerksgefellens ereignisreichen Wanderungen durch die Schweiz mit nie erlahmender Spannung; wir glauben über alles genau unterrichtet zu sein, was er treibt und denkt. Und dabei merken wir nicht einmal, daß uns nirgends mitgeteilt wird, was für ein Handwerk er ausübt. Welcher moderne Schriftsteller hätte es wagen dürfen oder wagen wollen, dem geistig keineswegs bedeutenden Jakob, dem Helden eines dülligen Buches, diese wirkungsvolle Folie von vornherein zu entziehen? Hätte es nicht jeder für eine der ersten Pflichten gehalten, bis in die Einzelheiten hinein die Schreinerei oder die Schusterwerkstatt oder die Schneiderbude, in der Jakob arbeitete, mit allem Drum und Dran gewissenhaft zu schildern? Gotthelf konnte sich das sparen; das zwingende Nicht der Idee ließ alle äußeren Konturen dieses Lebenslaufes so scharf und klar, in solch natürlicher Gegenständlichkeit von dem gedanklichen Hintergrund sich abheben, daß der Leser weit davon entfernt ist, irgendwo eine Lücke zu spüren.

Gotthelf meinte einmal, er wäre wohl, wenn er jeden Tag einen tüchtigen Ritt hätte machen, sich in der freien Natur hätte tummeln können, nie Schriftsteller geworden. Dieser Ausdruck ist sicherlich übertrieben, und doch liegt viel Wahres darin. Das ästhetische Künstlertum war gegen seine innerste Natur, darum betrachtete er das Schreiben lediglich als ein Ausstoben der männlichen Kraft. In den Briefen, die er als Student von Göttingen nach Hause sandte, hören wir fast nie von einem ästhetischen Erlebnis: das Theater machte keinen wesentlichen Eindruck auf ihn, Gemäldegalerien besuchte er kaum, und um die Musik bekümmerte er sich ganz und gar nicht. Gotthelf ist nie in Italien gewesen, aber wir können mit Sicherheit annehmen, daß ihm eine italienische Reise keinen innern, humanistischen Gewinn gebracht, daß ihn die Landschaft als solche kaum entzückt hätte. Die Außenwelt spielte für den unerhört scharf Beobachtenden nur insofern eine Rolle, als sie der Rahmen für die rätselhafte, ewig fesselnde Erscheinung des Menschen ist. In dieser Hinsicht verbindet ihn eine auffallende Wahlverwandtschaft mit dem Russen Dostojewski. In beiden wüten die Dämonen der Zerrissenheit, beide stehen im Zeichen der künstlerischen Formlosigkeit und zugleich der höchsten gestaltenden Genialität. Der epische Formwille beseelte und versengte beide: den Psychologen Dostojewski und den Ethiker Gotthelf. Gotthelf war es nicht gegeben, im lyrischen Melos der Sprache zu schwelgen; wuchtig und unaufhaltsam drängen seine Sätze vorwärts, der epische Formwille hat sie geschmiedet in der Glut der ethischen Energie.

Auf solchem Boden rang auch er in heißem Bemühen um die seiner Idee adäquate Form. Mehrere seiner größeren und kleineren Werke liegen in zwei und drei verschiedenen Fassungen vor, er ruhte nicht, bis er seine künstlerische Absicht voll verwirklicht sah. Sprachkultur im engern Sinn, wie sie uns bei Keller zur Bewunderung hinreißt, war Gotthelfs Sache nicht, und er ist sich sicherlich, wenn er einen Roman zu schreiben begann, über den Ausgang der Geschehnisse häufig noch keineswegs klar gewesen; aber das ethische Ziel leuchtete hell und unverrückt, ihm zur Ehre geschahs, daß er weitläufig wurde, daß er sich gehen zu lassen scheint. Wer Gotthelf Sorglosigkeit im Aufbau vorwirft, der hat nie einen ernsthaften Blick in seine Werkstatt getan.

Gotthelfs Stil wirkt darum so erquickend, so jugendfrisch, weil er der vollendete, nie zu verkennende Ausdruck seines impulsiven Temperamentes ist. Und dieser Stil erinnert uns an die prophetische Diktion jener Rufer, die in der

Bibel für die sittlichen Güter, für Glauben und Recht entzündet und entzündet, strafend und lobpreisend in die Schranken traten. Aus dem Bibelfenner Gotthelf ist — und hier denken wir wiederum zugleich an Luther — ein Meister der Sprache, ein Sprachschöpfer geworden. Und wie die Bibel derart als Gemeingut der Menschen empfunden wird, daß es keinen Sinn hat, ihre Neuauflagen in der Zeitung anzupreisen, so haben auch Gotthelfs Werke ein Unrecht darauf, immer tiefer ins Bewußtsein des Volkes zu dringen, sein selbstverständliches Besitztum zu werden. Die Extreme berühren und umschlingen sich: aus der ausgeprägtesten Eigenart der genialen Einzelpersönlichkeit strömt, wenn die Schladen ihrer Zeit in die Vergessenheit gefallen sind, ein bleibender Segen für die Gesamtheit.

Diese Betrachtungen leiten unmerklich zum letzten Thema meiner Einführung über: Gotthelf der politische Reaktionär. In den gärungsreichen Dezennien 1830—1850 plakten die Geister in frisch erwachter Fehdelust aufeinander, und die politischen Leidenschaften äußerten sich oft in unverhüllter Brutalität. Wohl können wir aus der heutigen Vogelperspektive von einer gesunden Entwicklung jener fortschrittlichen Ideen sprechen; wer aber wie Gotthelf mitten im Ringen stand und gegen den reißenden Strom ankämpfte, der konnte die Zeichen der Zeit immer nicht verstehen. Man hat Gotthelf als dem selbstherrlichen, despotischen Berner, als einem schwarzen Konservativen daraus einen schwerwiegenden Vorwurf konstruiert, daß er den Gedanken der Zentralisation mit aller ihm zu Gebote stehenden Werve ablehnte, daß er nicht in den Jubel einstimmte, als die Verfassung von 1848 den überlebten Staatenbund ins Grab senkte und dem Bundesstaat ungeahnte Möglichkeiten froher Wütere schuf. „Das Wort zentralisieren ist heutzutage ein beliebtes Wort, in einer Republik sollte es ein gehäßtes sein.“ Das ist Gotthelfs Credo, wie er es in der „Armenno!“ formulierte.

An all dem will ich kein Jota in Abrede stellen; aber man versuche einmal, Gotthelfs politische Bekenntnisse zu einem System zusammenzufügen, genau festzulegen, welche eine Regierungsform ihm das begehrteste Ideal bedeutete. Aus Gottfried Kellers Werken leuchtet uns mit klarer, ja behaglicher Deutlichkeit der demokratische Liberalismus als die beglückende Staatseinrichtung entgegen; aber je eifriger wir bei Gotthelf nach der endgültigen Barrofe fahnden umso mehr scheint er zu verlagen. Er schimmt und wettet mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gegen den so geheißenen „entschiedenen Fortschritt“, wie ihn die sechsundvierziger Radikalen in Bern einführten, er wird nicht müde, einzelnen seiner Vertreter, wie Ochsenbein und Stämpfli, den Fehdehandschuh ins Gesicht zu schleudern, er richtet die Stoßkraft seiner Offensive gegen Hochschullehrer, die das radikale Gift der Jugend einimpfen, gegen Wilhelm Snell und Eduard Zeller, er verschont mit seiner aggressiven Kritik auch die Männer nicht, die, wie Alfred Escher, in andern Kantonen und auf der eidgenössischen Arena der nämlichen Fahne folgen. Immer sind es einzelne Menschen, deren verderblichem Einfluß Gotthelf entgegenzutreten sich gezwungen fühlt. Auch die eigene Partei kann ihn nicht rückhaltlos für sich in Anspruch nehmen; denn er wird nirgends zum unbedingten Lobredner der alten Generation; daneben bricht bisweilen der Berner Aristokrat mächtig in ihm hervor, denn als Geistlicher ist er der „Herr“, der über seine Gemeinde gebietet.

Gotthelfs Kampf gegen den Radikalismus, gegen die Zentralisation, ist im letzten Grunde keine politische Parteifrage, sondern ein ethisches Problem. Er ist der von namenlosem Weh gefälligte Aufschrei einer Zeit, die ihr Bestes gefährdet sah. Nicht für den Konservatismus, sondern für die ideellen Güter der Menschheit zieht Gotthelf ins Feld. Die Religion, die Ehe, die Familie, die Würde der Gesamtheit und des Einzelnen, alles schien ihm unterwühlt zu sein. Ist der Mensch des Guten überhaupt noch fähig, wenn ihm

jede Verantwortung abgenommen und dem Staat überbunden, wenn ihm die heiligen Rechte seiner Persönlichkeit und jedwede Initiative gewaltsam entzogen werden? Wird der Mensch das Gute noch wollen, wenn sein Wirken in den Schnürleib von Gesetzen und Paragraphen gezwängt ist? Keller bejahte diese Frage, er erwartete das Heil zum guten Teil vom Staate, von einem bestimmten System. Gotthelf schaute tiefer und trotz seines religiösen Optimismus pessimistischer, denn die irdische Unvollkommenheit, die Tragik des Menschentums war ihm ureigenes Erlebnis. Er fürchtet das Schlimmste von den nivellierenden Tendenzen, er ahnt die gewaltigen Gefahren des Utilitarismus und des Industrialismus. Darum kennt er kein alleinseigmachendes politisches Gebilde; nicht von außen, einzig und allein aus der ethischen Erneuerung des inneren Menschen kann nach seiner Ueberzeugung die Rettung kommen. So steigt Gotthelfs Kanzel hoch über die Zinnen der Partei empor. Zum bangt vor dem Entschwinden der naturhaften Individualkraft im Menschen; denn sie allein hält er für fähig, das Gute zu schaffen und zu wahren, sofern sie vom göttlichen Geist durchflutet, sofern die Lehre Christi ihr selbstverständlicher Schild ist.

Wie die Natur dem steten Wandel unterliegt, und wie dieser Wandel zugleich ihre Stetigkeit bedeutet, so erhebt sich Gotthelfs Menschheitsideal nicht auf einer bestimmten staatlichen Basis. Mit der intuitiven, weitausladenden Gebärde der kühnen Synthese weist er nach den ewigen Pflichten, nach den „Rechten, die droben hangen unveräuerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.“ Gottfried Keller schreitet auf induktiven, geschlichen Pfaden zu solchen Höhen empor, er dringt von der Einzelerfahrung, von der philosophischen Ueberzeugung zu diesen Offenbarungen vor; aber wir haben es in der jüngsten Zeit miterlebt, daß der Boden, den der in der Schule Feuerbachs gestählte Realist felsenfest und unzerstörbar wähnte, unter wilden Gärungen neu sich gestaltet. Im wohlgeordneten Reiche des freidenkenden Staatschreibers von Zürich, der mit scharfsinniger Folgerichtigkeit den Glauben seiner Jugend von sich streifte, findet sich für die Verkündiger einer neuen sozialen Aera kaum irgendwo eine Stätte; das Weltreich des Mystikers Gotthelf dagegen, der nicht den Wandel als solchen, sondern lediglich eine einzelne Erscheinungsform für verwerflich und verhängnisvoll hält — dieses Weltreich steht allen offen, die für Wahrheit und Recht sich opfern und dem Bösen ewige

Feindschaft schwören. So reißt der engumzirkte Emmentaler Pfarrherr, der dem religiösen Bekenntnis seiner Kindheit treu blieb, seinen streitbaren Arm weit in den unbegrenzten Kosmos hinaus.

Aber er weiß zugleich, daß, solange wir das irdische Kleid tragen, wir nur Pilgrime sind nach dem gelobten Land. Wir denken an die alte, von Lessing geprägte Erkenntnis, nach der nicht die Wahrheit, sondern der immer rege Trieb nach Wahrheit dem Leben des Menschen die Berechtigung und die stete Würze schafft. Darum bleibt es auf Kampf gestellt, und dieser Kampf ist nicht nur ein Mittel zum ersehnten Ziele, sondern zugleich der Sinn und der Zweck des Daseins selbst.

Wohl schaut der kühne Schwimmer Jeremias Gotthelf mitten in den brausenden Wogen in lichter Ferne grüne Inseln irdischer Glückseligkeit, und je älter er wird, umso ätherischer weiß er sie zu schildern: Das Erdbeerimarelli, Der Sonntag des Großvaters, Die Frau Pfarrerin. Aber immer wendet sich sein männlicher Sinn nach diesen Pausen verklärten Schauens mit neuem Mut und neuer Kraft dem schweren Ringen mit den Mächten der Finsternis zu. Er ist dem treuen Wächter zu vergleichen, der auf die bange Frage: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ die trübe Antwort kündigt: „Wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht sein.“ Aber in der frohen Sicherheit, daß der Mensch am metaphysischen Sein sein unverrückbar Teil habe, wird er nicht müde, mit seinem uner schöpflichen Pfunde zu wuchern. Denn ihn durchglüht die willensstarke Hoffnung, daß das Reich des barmherzigen, allgütigen und vollkommenen Gottes schon auf Erden sich offenbare.

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat. —
Und dächst die Welt dich öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

F. W. Weber.



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Wolmar.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Die sprechende Katze.

Eine Hebamme lehrte in später, stockfinsterner Nacht von einer Geburtshilfe nach Hause. Gegen 12 Uhr langte sie bei ihrer Wohnung an der Brunngasse an. Um den Schlüssel schneller in das Loch stecken zu können, zündete sie eine Laterne an. Plötzlich sah sie in deren Schein eine schwarze Katze, die ihr gemüthlich zurief: „Guete-n-Ab, guete-n-Ab! Wie geit's?“ Kaum hatte sie das gesagt, so verschwand sie wieder.

Die sprechende Katze.